



Wundervoll.

Mignon Kleinbek

Wintertöchter

Die Bestseller-Trilogie als Gesamtausgabe im Schuber. Natürlich ist jeder Teil auch einzeln erhältlich.

A black and white portrait of a woman with short, light-colored hair, wearing a dark, textured blazer over a black top. She is looking slightly to the right of the camera with a gentle smile. The background is a soft, out-of-focus indoor setting. The image is framed by a white border that features a diagonal split: the top-left portion is solid white, and the bottom-right portion is white with horizontal lines, resembling a notepad.

MIGNON KLEINBEK

*Viel
Freude
beim
Lesen!*

*Deine
Mignon K.*

Mignon Kleinbek, ausgebildete Erzieherin Jahrgang 1964, hat zwei erfolgreiche, autobiografische Bücher über ihre Rheuma-Erkrankung (»Nach Oben«, 2015 und »Bähmulle«, 2016) veröffentlicht. Die Romantrilogie »Wintertöchter« ist ihr erstes belletristisches Werk; eine berührende Erzählung über Gaben und Fähigkeiten, über das harte Leben in den Bergen und Frauen, die mutig eigene Wege beschreiten. »Wintertöchter. Die Gabe« und »Wintertöchter. Die Kinder« haben bereits eine große Fangemeinde. »Wintertöchter. Die Frauen« ist das großartige Finale der spannenden Österreich-Saga.

Kleinbek lebt mit ihrem Mann und zwei erwachsenen Söhnen im baden-württembergischen Enzkreis bei Pforzheim. Neben dem Schreiben liebt sie Musik, Literatur und ihren wilden Garten. Am liebsten schreibt sie abends, wenn die Dämmerung einsetzt, auf der Terrasse – dann kann sie ganz eintauchen in die Welt ihrer Protagonisten.

Schreiben ist für sie nicht Last oder Arbeit, sondern das reinste Vergnügen; mit der Schriftstellerei hat sie sich einen lang gehegten Wunsch erfüllt.

ROMAN

MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE GABE

pingulletta



Copyright © 2017 by Mignon Kleinbek

© 2017 pinguletta® Verlag, Keltern

F07_2024 V2024-03-16

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen
nur mit Zustimmung des Verlags.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist zufällig
und nicht beabsichtigt.

Cover Artwork: © Sabrina Weber | Helmut Speer

Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag

Coverfoto: © Fabian Irsara

Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag

Lektorat: Elsa Rieger

Buch: ISBN 978-3-9817678-5-8

E-Book: ISBN 978-3-9817678-6-5

Hörbuch: ISBN 978-3-948063-13-9

www.pinguletta-verlag.de



PROLOG 2004

Die Frau ging mit schleppenden Schritten zum Küchenherd und drehte das Gas ab. Das schrille Pfeifen des Teekessels wurde leiser und verstummte. Sie öffnete den Küchenschrank und nahm die angeschlagene Porzellantasse heraus, aus der sie seit ihrer Kindheit den Morgentee trank. *Anna* stand darauf, in dünnen Goldbuchstaben, umrahmt von Blumenranken. Der Goldrand und die hellblauen Veilchen waren blass verwaschen, kaum mehr sichtbar.

Mit geübtem Ruck zog sie die schwergängige Schublade heraus, in der sie ihre Teemischungen aufbewahrte. Ein feiner Duft stieg aus der Holzlade auf.

Earl Grey, Oolong oder Kräutertee? Sie überlegte einen Moment. Nein, ihren Kräutertee aus eigenhändig gesammelter und getrockneter Kamille, Minze, Anis und Fenchel hatte sie ihr Leben lang getrunken, jeden Morgen. Heute jedoch war der Tag für einen besonderen Genuss. Anna griff nach dem dunkelgrünen Tütchen, nahm die Klammer ab und schnupperte hinein. Sie nickte.

Der Oolong, »schwarzer Drache« oder »die schwarze Schlange« genannt, mit seinem wohlriechenden, blumigen Duft, war genau richtig für die Aufgabe, die schwer vor ihr lag. Der Tee war exotisch, teuer, er gab ihr das befriedigende Gefühl, sich etwas so Kostbares zu leisten, wäre eine kleine Belohnung. Ein Quäntchen Wiedergutmachung für das Leid. Er würde es wert sein und den bitteren Weg in die Vergangenheit ein wenig versüßen. Diesen Luxus hatte sie sich verdient. Also den Oolong ...

Während sie sorgfältig einen Teelöffel voll schwarzer Teekrumen in das eiserne Teesieb gab, schweiften ihre Gedanken träge zu ihrer Tante Barbara.

Die Hebamme, Pflanzenkundige und einzige Vertraute hatte ihr alles beigebracht, was sie über das Heilen mit Kräutern wusste. Der Sommertag stieg in ihr auf, an dem sie mit ihrer Dede auf der

sonnengewärmten Steinstufe vor dem Haus saß. Die Tante hatte ihr den Arm leicht um die Schulter gelegt. Auf ihrer blauen Schürze lag eine geöffnete Blechdose, und die kostbaren, schwarzen Blättchen darin glänzten schwach. Sie erzählte ihr eine Geschichte; die Legende um die Entstehung des Oolong. Vor Annas Augen erstanden die Bilder, an die sie sich so deutlich erinnerte, als sei es gestern gewesen. Von dem braunhäutigen Teepflanzer, der beim Anblick einer schwarzen Schlange, die sich in den frischgepflückten Blättern zusammenringelte, zurückgeschreckt war. Wie er sich nach einigen Tagen wieder vorsichtig zu den getrockneten Blättern hinwagte und bemerkte, dass sie in der heißen Sonne oxidiert waren. Seine Verwunderung, als er nach dem Aufbrühen feststellte, welch einen wunderbaren Geschmack sie ergaben. Die Dede hatte mit zwei Fingern ein paar Teekrumen aufgenommen, hielt sie ihr unter die vorwitzige Nase und legte sie dann auf die kleine rosa Zungenspitze: »Hier Anneli, schau!« Und sie sah ...

Ja, der Oolong würde genau richtig sein. Vielleicht würde er die schwarze Schlange, den wütenden Drachen in ihr, besänftigen. Ihn einlullen und ihm etwas Ruhe verschaffen. Ruhe vor den

quälenden Erinnerungen und Ruhe ihrem Gewissen. Und mochte sein, er schenkte ihrer Seele mit seinem Geschmack nach Blumen und Sommer einen kurzen, einen süßen Frieden. Würde ihre Gedanken in die Sonne und ins Licht lenken. Es war so viel Dunkel in ihr.

Sie stellte das eiserne Teesieb in die Tasse und goss vorsichtig heißsprudelndes Wasser darauf. Gab einen kleinen Löffel goldenen Bienenhonig und einige Tropfen fette weiße Milch dazu. Versonnen betrachtete sie, wie Honig, Milch und bernsteinfarbener Tee in braunen Fäden durcheinanderwirbelten, einer geheimen Absprache folgend. Wie sie Spuren und Schlieren durch das heiße Wasser zogen, sich verwoben und eine Koexistenz eingingen. Koexistenz ist der Zustand, in dem sich zwei gleich starke Seiten einander gegenüberstehen. Und irgendwann einsehen, dass sie, um des Friedens und des Überlebens willen, die Überzeugung des anderen dulden, schoss ihr durch den Kopf. Sie hatte das einmal irgendwo gelesen. Der Satz war ihr haften geblieben und nun plötzlich präsent.

Auch sie und er hatten einander die Stirn geboten, sich bekämpft, sich angepasst und geduldet. Sie waren eine Koexistenz

eingegangen, hatten miteinander gelebt, einander gehasst bis aufs Blut und sich dennoch verbunden.

Es war genug. Genug des Anpassens und Duldens, genug des Leids. Die Knoten mussten jetzt gelöst werden. Diese letzte Aufgabe wartete auf ihre Erfüllung. Erst dann würde sie gehen können. Und vielleicht endlich frei sein. Die Wahrheit drängte ans Licht und würde sie überleben.

Sie nahm die heiße Tasse vorsichtig auf, trug sie an den blank gescheuerten Zirbenholztisch und setzte sich schwerfällig. Das klumpige Daunenkissen in ihrem Rücken zurechtrückend, ließ sie sich mit einem wohligen Seufzer zurücksinken. Anna blies über den Tee und nahm einen Schluck. Für einen Augenblick ließ sie zu, dass die vertrauten Bilder aufstiegen. Dann setzte sie die Veilchentasse hart und entschlossen auf dem Tisch ab und schlug die schwarze Kladde auf. Sie nahm den Tuschefüller in die von bräunlichen Altersflecken gezeichnete Hand und zog die silberne Metallkappe ab. Sorgfältig legte sie das Käppchen neben den runden Stein und nahm die Brille aus dem weißen Haar, schob sie vor bis zur Nasenspitze. In säuberlichen, steil aufgerichteten Buchstaben begann sie zu schreiben:



Dies schreibt Anna Antonia Hohleitner, Bergbäuerin und Sennerin, Tochter von Marie und Anton Hohleitner, im Alter von vierundsechzig Jahren.

Ich verbrachte mein ganzes Leben auf dem Julianenhof. Er ist mein Zuhause und mein Erbe. Ich bin nie von hier oben weggegangen. Ich konnte es nicht, denn er bot mir Schutz vor der Welt und Schutz vor den Menschen. Wer ist, wie ich bin, braucht einen sicheren Ort.

Ich bin hier groß geworden und dageblieben. Obwohl ich mir immer gewünscht habe, einfach wegzugehen. Ich wollte lernen und fremde Länder sehen. Ein eigenes Leben haben. Der Einsamkeit entfliehen, die mich bewahrte und auch festhielt wie ein schützender Bannkreis. Ich habe vier Kinder geboren und sah keines von ihnen aufwachsen. Ich liebte und hasste. Und ich lud große Schuld auf mich.

Möge der Herrgott mir vergeben.

Ich wurde am 6. Jänner 1940 geboren, in der Nacht zum Dreikönigstag. Während der Mann mit der sich überschlagenden Stimme die

Welt und unser kleines Land in einen vernichtenden Krieg zog und die Erde mit Blutopfern tränkte, blutete meine Mutter auf den frisch gescheuerten Küchenboden. Er nahm viele Leben und sie schenkte eines. Sieg und Heil gab es für keinen. Wir mussten alle bezahlen.

Blutgeld ist eine bittere Währung.



KAPITEL EINS. WINTER 1940

»Toni?!« Marie stützte sich mit beiden Armen auf dem Küchentisch ab und keuchte auf. Eine krampfhafte Welle ließ ihren runden Bauch erzittern und das Kind in ihr trat so fest zu, dass ihr die Luft wegblieb. »Toni!«

Anton Hohleitner klopfte den Schnee auf dem Steinabsatz von den Holzpantinen ab, drückte die Tür mit dem Hintern auf und schob sich rücklings in den Raum, einen Korb voll Holz an die Brust gedrückt. Er schleuderte die Schuhe von den Füßen in die Ecke.

»Toni, das Kind kommt!«, stieß Marie zwischen blassen Lippen heraus. Die nächste Wehe kam über sie. Sie krümmte den Rücken,

beugte sich über den Tisch und stützte sich mit beiden Händen schwer ab, um leichter atmen zu können.

Toni Hohleitner blieb abrupt stehen und sah erschrocken seine Frau an. Der Holzkorb krachte zu Boden und die Scheite fielen heraus, sprangen polternd nach allen Seiten.

»Toni, du musst die Barbara holen. Ich brauche sie. Es geht zu schnell!« Schon den ganzen Tag über hatte sie immer wieder einen ziehenden Schmerz in ihrem Bauch gespürt. Doch die Barbara hatte gesagt, das Kind würde frühestens an Maria Lichtmess kommen. Und zum 2. Februar waren es noch fast vier Wochen hin.

Sie hatten die Weihnachtstage auf dem Julianenhof verbracht, wollten ein wenig für sich sein und hatten vorgehabt, rechtzeitig zur Geburt wieder im Forstaudorf zu sein. Einen kurzen Moment schalt sich Toni dafür, dass er seiner Frau, die selten einen Wunsch äußerte, diesen einen nicht abgeschlagen hatte. Er hatte es nicht fertiggebracht und zudem auf dem Hof nach dem Rechten sehen wollen.

Er wischte den Gedanken und den Anflug von Schuld-bewusstsein weg und stürzte zu ihr hin, richtete sie vorsichtig auf, umfing sie mit seinen Armen und hielt sie an sich gedrückt, während sie schwer atmete. »Marie, Schatz, ich komm nicht ins

Dorf hinunter. Es schneit immer noch und der Steinbachweg ist zu.«

Es schneite seit gestern Morgen beständig und er war damit beschäftigt gewesen, einen schmalen Gang zum Stall, zum Holzschuppen und zum Abtritt freizuhalten. Ins Dorf hinunter brauchte man zu Fuß mindestens eine Stunde, bei diesem Wetter eher zwei. Auf dem verschneiten Weg war das Motorrad nutzlos und ebenso das kleine Fuhrwerk, mit dem er die Milchkannen und Käselaike transportierte. Wie es schien, würde es noch die ganze Nacht weiter schneien. Fieberhaft überlegte er. »Die Barbara hat gesagt, das Kind kommt erst in vier Wochen«, sagte er hilflos.

»Es kommt jetzt!«, schrie sie ihn an und ihre dunklen Augen glühten vor Schmerz, Angst und Zorn.

»Gut, gut, beruhige dich«, sagte er sanft, obwohl sein Herz Sprünge schlug. »Ich leg noch einmal Holz nach und dann spanne ich den Braunen an. Mit dem Schlitten wird es wohl gehen.« Er ließ sie vorsichtig los. »Ich hole dir eine Decke, dann kannst du dich näher ans Feuer setzen.«

Toni rannte auf Wollstrümpfen die steile, schmale Treppe hinauf, so schnell, dass die ausgetretenen Holzstufen nicht mit Knarren

hinterherkamen.

Als der Schmerz nachließ, tastete sich Marie am Küchenschrank entlang vor den Herd und ließ sich schwer atmend zuerst auf die Knie, dann zur Seite fallen. Toni flog geradezu die Treppe herunter, brachte ein Kissen und das Bettzeug, breitete alles auf dem Küchenboden aus und fasste Marie unter die Arme, um ihr zu helfen, sich darauf zu betten.

»Vergiss es! Ich krieg die Daunen nie wieder sauber!« giftete sie ihn an und stieß seine Hand und die dicke Federdecke weit von sich weg. »Hol die Bettlaken aus dem Kasten in der Schlafstube, von dem Stapel ganz unten! Oh heilige Mutter Gottes! Ahhhh!« Sie stöhnte auf, krümmte sich zusammen und drückte den Kopf fest auf die Arme.

Wieder rannte er los, die Treppe hinauf und in die Schlafstube hinein. In der Kammer war es stockdunkel. Er riss mit einem harten Ruck die verzogene Holztür des Kleiderkastens auf. Der schwere Schlüssel rutschte aus dem Schloss und fuhr mit metallischem Klirren unter das massive Bett aus Kiefernholz. Er ließ ihn liegen. Hektisch suchend glitten seine Augen durch den dunklen Schrank. Seine rauen Hände fuhren über die Borde und blieben an feinem

Stoff und weicher Wolle hängen.

Da lagen die Leintücher, auf dem untersten Boden aufgestapelt! Die frischgestärkten Bettlaken unter dem Arm, drehte er sich, schon fast zur Tür hinaus, auf der Schwelle noch einmal um und blickte in der finsternen Schlafkammer umher. Dort stand der Weidenkorb mit den Kindersachen, die Marie schon im Herbst zusammengeschichtet hatte: Windeln, ein Schafwollhöschen, schneeweiße Leinenhemdchen mit einer Wollkordel am Halsausschnitt, das baumwollene Einschlagtuch und die gestrickte Decke aus gelber Schafwolle mit dem breiten Zopfmuster. Winzige Strümpfchen, die sie lachend hochgehalten hatten und sich nicht vorstellen konnten, dass es so kleine Füßchen gab, die da hineinpassten. Ein kleines geknotetes Tüchlein aus weichem Stoff mit aufgestickten Augen und einem Schnurrbart aus rostbraunem Garn, mit spitzen aufgenähten Öhrchen aus weichem Fell. Ein zweiter, ähnlich bestückter Korb stand im Haindlhof und wartete dort auf den Neuankömmling. Er warf die Bettlaken darauf, griff sich den Korb und eilte hinunter in die Küche.

Marie hatte sich aufgerichtet und hielt sich mit der Linken am eisernen Handlauf des Herdes fest. Die Ofentür stand weit offen

und er sah, wie das Feuer dahinter aufflammte und ein dickes Holzscheit lodernd mit Brand überzog. Vornübergebeugt zog sie mühsam das gefüllte Wasserschaff auf die Herdstelle. Dann griff sie in die Schublade und holte eine große Schere heraus, zog die Schneiden auseinander und warf das blinkende Ding in einen zweiten wassergefüllten Topf hinein.

Erstarrt blieb er am Fuß der Treppe stehen. »Was tust du, um Gottes willen?«

Eine weitere Wehe erfasste sie und sie krampfte die Hände um den Herdlauf. Mit erstickter Stimme ächzte sie: »Sei kein Dummkopf! Die Schere auskochen natürlich! Ich werde sie vermutlich brauchen! Wirst du jetzt bitte«, ihr Ton wurde schärfer und ihre Augen angsterfüllter, »endlich die Barbara holen? Ich weiß nicht, wie lange ich das alleine schaffe!« Sie ließ sich vorsichtig auf die Knie herunter, stützte sich mit den Händen auf und stöhnte.

Das riss ihn aus seiner Erstarrung und er stellte schnell das Weidenkörbchen neben die Feuerstelle, damit die Kindersachen ein wenig Wärme abbekamen. Dann fuhr er in die Stiefel, riss die Lodenjoppe vom Haken neben der Tür und reckte sich hastig nach Handschuhen, Mütze und Schal, die zum Trocknen auf dem Gitter

über dem Herd hingen. Er fiel vor Marie auf die Knie, ließ alles auf den Boden fallen und legte die Hände um ihr Gesicht. Ihr Atem ging schnell und streifte ihn in kurzen Stößen. Kleine Schweißperlen standen auf ihrer Stirn und feine braune Haarsträhnen klebten ihr feucht am Haaransatz.

»Halt durch, Lieblein!«, flüsterte er eindringlich. »Ich mach, so schnell ich kann, alles wird gut.«

Das vertraute Kosewort holte sie aus dem Schmerz und ihre dunklen Augen trafen auf seine grauen. Nase an Nase verharrten sie einen Moment und ihre Blicke verbanden sich. Ihre Wangen sanft umfassend, strich er mit den Daumen zart über ihre Mundwinkel und küsste sie leicht auf die Lippen. »Alles wird gut werden, Marie. Wir werden das schönste Kind haben und sie wird sein wie du.« Er ließ sie los, griff in sein Hemd und holte das Medaillon hervor. »Trag du es, bis ich wieder da bin. Der heilige Leonhard wird euch beschützen.« Er zog die feine Kette über seinen Kopf und streifte sie ihr über, nahm ihre Hand, schloss sie um das geprägte Silberstück und drückte sie noch einmal fest. Dann raffte er die Kleidungsstücke zusammen und sprang auf die Füße. Im Gehen stülpte er die Mütze über seinen hellblonden, zerzausten Haarschopf und

warf den Schal um. Zog die Joppe an, stopfte die Handschuhe in die Taschen und schob die Haustür gegen den Wind auf. Nach einem letzten liebevollen Blick auf Marie, die ihm, immer noch kniend, stumm nachschaute, zog er die Tür hinter sich zu, ehe noch mehr wilde Schneeflocken und eisig kalte Nachtluft hereintrieben. Die dunkle Winternacht verschluckte ihn. Marie hörte, wie er die Stalltür dumpf rumpelnd aufzog.

Die feinen Schneekristalle schmolzen auf dem Dielenboden zu glitzernden Tränen. Marie widerstand dem plötzlichen Drang, ihn zurückzurufen.

Sie sah ihn nicht wieder.

Marie öffnete die Hand und schaute das kleine silbern geprägte Heiligenbild an. Das Erbstück der früh verstorbenen Mutter, an die sie keine Erinnerung hatte, war ihr Hochzeitsgeschenk an Toni gewesen. Er wusste, wie teuer ihr das Medaillon war. Der Heilige Leonhard, Kettenheiliger und Bauernherrgott, galt als Schutzpatron für das Vieh, die Gefangenen und Nothelfer für die Wöchnerinnen. Nun, dachte sie mit einem kurzen Anflug von Belustigung, wir beide werden heut Nacht gut zu tun haben. Das Wasser auf dem

Herdfeuer begann leise singend zu sieden. Sie zog sich mühselig am Handlauf des Herdes in die Höhe, holte tief Luft und sprach sich Mut zu. Das Kreuz durchgedrückt, schob sie entschlossen das Wasserschaff an die Seite, nahm den Schürhaken auf und fischte die Schere aus dem Topf. Die kurze Zeit bis zur nächsten Wehe ausnutzend, holte sie einen kleinen Stapel weicher Baumwolllappen aus dem Schrank. Mit denen wurden während der Almzeit die Euter der Milchkühe gewaschen und sauber gehalten, und Marie ließ die tropfende Schere auf das oberste Tuch fallen. Warum hatte sie nur darauf bestanden, über den Jahresübergang hier oben zu bleiben? Tief in ihrem Herzen wusste sie, weshalb. Sie wollten über dem Julianenhof den Segen sprechen und sich in geruhsamer Zweisamkeit auf die Ankunft ihres Kindes vorbereiten. Mit einem duftenden Tannenreis und geweihtem Wasser waren sie beide zur Jahrewende Hand in Hand gemächlich über das alte Gehöft gegangen, hatten Haus und Stall geräuchert und besprengt und den Stallsegen über Vieh und Menschen gesprochen. Möge der Herrgott Unheil von uns fernhalten, betete Marie nun inbrünstig und bekreuzigte sich, wie am Neujahrstag.

Ihr Blick ging zu dem Herrgottswinkel über der Bank. Erst

gestern hatte sie das Tuch mit sorgfältig feinen roten Kreuzstichen fertiggestickt, das nun über den geschnitzten Krippenfiguren hing. »Herr, schütze dieses Haus« sprachen die zierlichen Lettern beständig in die heimelige Küche hinein.

Mit ihrem dicken Bauch hatte Marie nicht mehr auf die Bank steigen wollen. Toni hatte das Tuch für sie an der Wand befestigt, mit einem Bein auf dem Tisch und dem anderen auf der schmalen Oberkante der hölzernen Wandbank balancierend. Danach hatte er frische Tannenzweige hingesteckt, während sie von unten, an den Küchenschrank gelehnt, lachend zusah, die Arme über dem hohen Leib verschränkt.

Das Kind trat zu, fest und ungestüm. Marie legte beide Hände auf den Bauch und spürte, ja hörte mit jähem Erschrecken den knackenden Laut, als ihre Fruchtblase platzte. Schon rann ihr das Wasser aus dem Leib. Instinktiv kniff sie die Oberschenkel und den Unterleib zusammen, dennoch schoss die warme Flüssigkeit aus ihrem Schoß, feuchtklebrig die Beine entlang, durchnässte ihre Wäsche und die wollenen Strümpfe. Eine Wasserlache entstand auf dem Fußboden, glänzte schwach im Licht des Herdfeuers und breitete sich fließend aus.

Sie wusste genug über das Gebären, war sie doch mit Kühen, Ziegen und Schafen aufgewachsen, nur darum blieben ihre Gedanken klar.

Bei den Menschen wird es wohl nicht viel anders ablaufen, dachte sie mit grimmigem Humor und verschluckte für einen Augenblick ihre Angst. Sie riss das grobe Handtuch vom Trockengitter über dem Herd und warf es auf die Pfütze. Es sog sich sofort voll und färbte die raue graue Baumwolle dunkel. Dann zog sie das Schürzenband auf, riss die Schürze weg und knüllte sie zusammen. Zielte mit dem Ballen aus glänzendem Stoff auf die Küchenanrichte, wo er mit herunterhängenden Bändern liegenblieb. Sie raffte ihren Rock und zog mit der Linken die klamme Unterwäsche herunter, streifte sie mit dem Bein vollends ab und wollte sie ebenfalls zur Seite werfen. Die nächste Wehe holte sie mitten in der Bewegung ein. Der Schmerz überrollte sie, und ihr entfuhr ein langer, klagender Schrei. Hilflos überließ sich Marie dem unaufhaltsam drängenden Druck in ihrem Unterleib. Ging wieder zu Boden und lag keuchend auf den harten Dielen auf dem Handtuch, das ihren Rock durchfeuchtete, die nasse, lange Unterhose noch am Fußknöchel. Angespannt und gekrümmt wie ein Bogen wartete sie auf

das Ende der Wehe.

Irgendwann ebnete die Welle aus Schmerz und Druck ab und Marie zog endlich die nutzlose Unterwäsche von ihrem Knöchel und warf sie nach oben, über die steinerne Kante in den Waschtisch hinein.

Wie unwürdig, sie schüttelte den Kopf, zum Glück sieht der Toni nicht, wie ich mich hier auf dem Fußboden winde wie ein Wurm.

Sie war dankbar, dass er nicht hier war und sie so sah, entblößt und kaum Herr ihrer Sinne, wimmernd und kraftlos. Wieder griff sie nach dem eisernen Handlauf des Herdes und zog sich in eine kniende Haltung hinauf. Sie wusste instinktiv, dass es das Kind so leichter haben und ihr die Schwerkraft zur Hilfe kommen würde.

Für die nächsten Stunden blieb der eiserne Handlauf in Maries begrenztem Blickfeld die einzige Größe, die ihr von Schmerz verschleiertes Bewusstsein wahrnahm. Er stellte eine feste Verbindung in die Wirklichkeit der stillen Küche dar, die nur vom Knistern der Holzscheite und ihrem Stöhnen, ihren immer weiter in die Höhe steigenden und atemloseren Schreien erfüllt wurde. Die Hände um den Lauf gekrampft und die Stirn hin gepresst, kämpfte sie sich durch die Wehen. Dazwischen ruhte sie aus, schöpfte Atem und neue Kraft.

Nun wünschte sie doch, der Toni oder die Base wären an ihrer Seite, um sie zu stützen, zu halten und ihr Mut zuzusprechen.

Dann kamen die Presswehen und immer noch kniend, mit eisernem Griff an den Herd geklammert, stieß Marie Verwünschungen aus, bettelte und wimmerte, fluchte wie ein Bierkutscher und konnte sich selbst nicht mehr. Sie verlor sich in einem wirren Traum aus Schmerz, Geburtsblut, Erinnerungen und Erschöpfung, angetrieben von einer sich erneuernden Energie, wenn die nächste Wehe sie überflutete und letzte Kraft aus ihrem Körper herauspresste.

Mit heiserer Stimme flehte sie Barbara herbei, die doch immer wusste, was zu tun war. In einem Aufflackern von Bewusstsein griff sie mit der Hand zwischen ihre weit gespreizten, krampfhaft zitternden Beine an ihre Scham und spürte das weiche Köpfchen des Kindes, schon halb aus ihr heraus.

»Toni«, Marie schluchzte auf, »verflucht, Toni, wo bist du! Das Kind kommt! Wo bist du?«

Sie hielt die Hand schützend um das Köpfchen gelegt und nach einem letzten, kräftezehrend langen Pressen, einem letzten, nicht enden wollenden gutturalen und heiseren Schrei rutschte der kleine Körper aus ihr heraus; ein letztes Treten der Beinchen nach oben in

ihren Bauch, während das Kind schon auf das durchnässte Handtuch unter ihr glitt.

Immer noch hing sie am Griff des Herdes, schluchzte stoßweise und rang nach Luft, zu Tode erschöpft. Endlich löste sie ihre weißen, verkrampften Finger von der Herdstange. Kraftlos ließ Marie sich zu Boden fallen und rollte sich schützend um den kleinen, reglosen Körper. Sank für einen Moment in tiefe Bewusstlosigkeit.

Eine fast unmerklich flatternde Bewegung holte sie zurück. Das Kind bewegte sich zaghaft und gab einen wimmernden Laut von sich. Maunzend wie ein Kätzchen stieß es die Ärmchen gegen sie. Marie öffnete müde die Augen und betrachtete es voll Staunen, mit schweren Gliedern und unfähig zu jeder Bewegung; sah zu, wie sich der kleine Brustkorb mit den Atemzügen hob und senkte, sich der schmale Körper langsam von dunkelviolett zu einem zarten Rosa färbte und der winzige Rosenmund sich zu einem lauten, lebensbejahenden Schrei öffnete.

»Willkommen, mein Kleines«, flüsterte Marie unter Tränen und küsste die zarte, klebrige Stirn, »wir haben es geschafft, wir beide.« Sie zog das Kind auf ihren Bauch, an ihre Brüste und umfasste es mit einem Arm, spürte, wie das kleine Herz schnell und stark an

ihrem pochte.

Eine stürmische Welle des Glücks erfasste Marie und sie lachte laut auf. Sie warf den Kopf zurück, stieß einen kieksenden Schrei aus, lachte und weinte zugleich und rief mit immer noch heiserer Stimme triumphierend: »Oh süßer Jesus, wir haben es geschafft!«

Mit neu erwachter Energie griff sie über die Schulter, holte ihren dunkelbraunen Zopf nach vorn, löste das Bündel, das ihn zusammenhielt und angelte nach der Schere. Sie schnitt das dunkelrote Band, einen Restfaden ihrer Stickerei, durch und band mit bebenden Fingern die Nabelschnur vor dem Bauch des Kindes ab. Noch ein Knoten einige Zentimeter weiter. Mit einem unerwarteten, festen Knirschen glitten die Klingen der Schere durch die bläulich graue, leicht pulsende Nabelschnur. Die Schere fiel klirrend zu Boden.

»Jesus Christus!« Marie ließ sich zurückfallen und versuchte, ihren schweren Atem zu beruhigen. Eine letzte Wehe baute sich auf und sie drehte sich ergeben auf den Rücken, das Kind auf dem Bauch. Halbaufgerichtet und mit aufgestützten Armen presste sie mit einem letzten Stöhnen die Nachgeburt heraus. Es war fast einfach im Vergleich zu den vergangenen Stunden.

Minuten, Stunden später – Marie wusste es nicht, nahm sie das Kleine hoch und erhob sich schwerfällig, mit wackeligen Knien und Beinen, die sie kaum tragen wollten. Nackt und blutverschmiert, das Kind im Arm, stand sie in der Küche und fröstelte ein wenig; das Feuer im Ofen war heruntergebrannt. Sie bückte sich vorsichtig, sammelte zwei Scheite vom Fußboden auf und schob sie ins Feuerloch, blies ein wenig hinein, um die Glut erneut anzufachen. Dann nahm sie die Schürze von der Anrichte, warf sie über den bräunlich-roten Klumpen am Fußboden, schob ihn mit der Fußspitze zu einem runden Häufchen zusammen.

»Durst«, murmelte Marie und schenkte Wasser aus dem Krug ein, trank hastig, mit gierigen Schlucken und goss nach, trank den Becher noch einmal bis zur Neige aus. Du lieber Himmel, sie hatte solchen Durst gehabt! Und sie war so entsetzlich müde! Sie schlug das Wolltuch um die Schultern und wickelte sich und das Kind darin ein, zog die verschmähte Bettdecke und das Kissen dicht vor den Herd, ein Stückchen weg von der Nachgeburt und den nassen Lumpen. Vorsichtig drückte sie ihre Tochter an sich und betrachtete hingerissen das kleine runzelige Gesichtchen: Die hellen Haare, die noch feucht an dem wohlgeformten Kopf klebten. Schrägggeschnittene Augen -

umrahmt von einem weißblonden Wimpernkranz - die sie nun klar und ruhig ansahen; das kleine Näschen und sanft gerundete Wangen. Ohrmuscheln, die zart behaart und winzig an ihrem Kopf anlagen wie die Ohren einer Maus. Marie berührte mit den Fingerspitzen die feine Haut. Zärtlich strich sie den kleinen Körper entlang, zählte die makellosen Finger und Zehen, küsste sie und atmete den süßen, warmen Duft ihrer neugeborenen Tochter ein. Sie war wundervoll und vollkommen. Wie hatten sie nur so etwas Schönes zeugen können?

Der kleine Mund suchte ihre Brustwarze, fand sie und schloss sich darum, fest und gierig. Mit einem leicht ziehenden Schmerz in Körper und Herz gab sich Marie dieser neuen Erfahrung hin und genoss das überwältigende Gefühl von Stolz und Glück.

Und dann sah sie, wie das Kind plötzlich die Augen aufriss, und verstand nicht. Es verkrampfte sich, der kleine Körper zuckte und der rosige Mund ließ ihre Brustwarze los, rang nach Atem. Sie sah die gelblichweißen Milchtropfen seitlich aus dem aufgerissenen zahnlosen Mund rinnen und hörte – nein - sie spürte den gurgelnden Schrei, den das Kind ausstieß, mit jeder Faser ihres Körpers. Bevor sie reagieren und irgendetwas tun, das Kind hochreißen oder ihm

den Rücken klopfen konnte, schnappte der kleine Mund wieder zu. Nur, um nach dem nächsten Schluck erneut die Augen aufzureißen und tief Luft zu holen. Es keuchte, hustete und versteifte sich. Ein Schauer lief durch den kleinen Leib. Es riss die Arme mit einem Ruck auseinander und würgte. Und dann geschah das Unglaubliche.

Sie traute ihren Augen nicht und doch hatte sie es geahnt. Ein Lächeln verzog den kleinen Mund und breitete sich über dem herzförmigen, noch ein wenig runzeligen Gesichtchen aus. Das Kind saugte sich erneut an ihrer Brust fest und entspannte sich nun. Trank in schnellen, kurzen Zügen, von kleinen Pausen unterbrochen, in denen es hastig atmete. Es sah sie unverwandt an und bannte ihren Blick, hielt ihren Finger mit einem festen Druck der winzigen Faust umklammert.

Und Marie wusste in diesem Augenblick, mit klarer Gewissheit: »Oh, meine Kleine, du auch ...!«



Mein Vater erreichte das Dorf nicht. Der Weg zog sich in weiten Serpentinaen durch den Wald hinunter in den Ort. Das Pferd war alt

und der Schnee tief. Als der Schneesturm gegen Morgen aufhörte, sank die Temperatur und es wurde klirrend kalt.

Zwei Tage später räumten sie endlich den Steinbachweg, der zum Julianenhof hinaufführte. Die Männer wurden von einem Schneebruch aufgehalten. Eine hohe Kiefer hatte der schweren Last nachgegeben und lag quer über dem Weg. Vielleicht hatte mein Vater versucht, den umgestürzten Baum unterhalb zu umgehen, und das Fuhrwerk riss ihn mit sich in die Tiefe. Vielleicht traf ihn ein Huf am Kopf. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Niemand konnte nachher sagen, was geschehen war.

Sie fanden zuerst das Fuhrwerk und das tote Pferd. Der Schlitten war halb den steilen, felsigen Abhang hinuntergerutscht und lag auf der Seite. Die Deichsel war geborsten und verdreht, lange Holzsplitter standen heraus wie die Zahnstocher eines Riesen. Der Braune, das Arbeitspferd, lag tot vor dem Schlitten. Er hatte sich nicht aus dem Geschirr befreien können und seine Beine waren in den Leinen verheddert. Die aufgewühlten Schneeberge um ihn herum zeugten von seinem vergeblichen Kampf, wieder hochzukommen.

Den Vater fanden sie gleich darauf. Er lag einige Meter vom Schlitten entfernt unter einer zentimeterdicken Schneedecke, die ihn

in ein kaltes weißes Leichentuch einhüllte. Sein Schädel war auf der linken Seite zertrümmert, das Genick gebrochen. Er musste beim Sturz mit dem Kopf an einen Stein oder einen Baum geprallt sein. Sein Körper lag gefroren da, in einer unnatürlich gekrümmten Haltung, und den Männern grauste es, als sie den steifen Leichnam herauftrugen und auf das Fuhrwerk packten. Die blaugrauen Hände schienen nach ihnen zu greifen und sein starrer Blick aus dem zur Seite gedrehten Gesicht verfolgte sie unablässig.

Der Austätter wollte ihm die Augen zudrücken, doch die eisstarrten Lider blieben beharrlich offen. Und so zog der Hansi Hilfinger sein Sacktuch heraus und legte es ihm übers Gesicht.

Mein Vater wurde ins Haus meiner Tante Barbara, der Dede, gebracht.



ROMAN

MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER 2 DIE KINDER

pingulletta



Copyright © 2018 by Mignon Kleinbek
© 2018 pinguletta® Verlag, Kelttern

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen
nur mit Zustimmung des Verlags.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist zufällig
und nicht beabsichtigt.

Cover Artwork: © Sabrina Weber | Helmut Speer

Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag

Coverfoto: © Fabian Irsara

Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag

Lektorat: Elsa Rieger

Buch: ISBN 978-3-9817678-9-6

E-Book: ISBN 978-3-948063-00-9

Hörbuch: ISBN 978-3-948063-14-6

www.pinguletta-verlag.de



PROLOG 2004

Mit der Teetasse in der Hand trat Anna vors Haus. Es war noch kühl und sie spürte, wie sich die Härchen an ihren Unterarmen aufstellten. Die Sonne schob sich gerade über den Berg. Auf dem Dach lag ein Hauch Raureif, der erste in diesem Jahr, doch die Wärme würde ihn rasch trocknen. Es versprach, wieder ein strahlender Tag zu werden, wie alle Tage in diesem Spätsommer schön gewesen waren.

Für eine Weile blieb sie stehen und hob das Gesicht in die Morgensonne. Genoss ihren Tee und die unendliche Ruhe. Die frühen Stunden waren ihr schon immer die liebsten gewesen; wenn noch

alles still war und der Tag erst begann.

Anna schlug die hölzernen Fensterläden vor der Almhütte zurück, um das Licht in die niedrige Küche zu lassen. Dann ging sie ins Haus und ließ die Tür hinter sich offen, um den Geruch nach erkaltetem Feuer zu vertreiben.

Die ersten Handgriffe des Morgens waren immer dieselben – seit sie denken konnte. Die kalte Asche aus dem Herd fegen, Späne einschichten, ein Streichholz anreißen und gebückt vor dem Ofenloch warten, bis es knisterte. Die Herdklappe öffnen, um die Flämmchen zu belüften. Ein, zwei Scheite nachschieben. Die Asche hinausbringen und zum Schuppen hinübergehen, um den Holzkorb nachzufüllen. Jeder Morgen auf der Alm begann so, sommers wie winters. In diesen trägen Minuten legte sie sich in Gedanken den Tag zurecht.

Für heute gab es nichts zu tun. Anna lächelte ein wenig in sich hinein. Zumindest nicht auf dem Hof. Die betriebsamen Tage des Almsommers waren vorüber.

Ihre Aufgabe wartete auf dem blank polierten Zirbenholztisch. Ein Buch hatte sie schon vollgeschrieben. Das zweite lag daneben, die Seiten noch frisch und weiß.

Sie goss Tee nach und setzte sich, zog die Kladde zu sich her und schlug den schwarzen Pappdeckel zurück. Fuhr mit der Handfläche über den Mittelfalz und drückte ihn glatt. Der Reif an ihrem Ringfinger glänzte in einem schräg hereinfallenden Sonnenstrahl auf und Anna hob die Hand, bewegte sie hin und her, sodass das Licht mit ihm spielen konnte. Ein breites goldenes Band, das die Unendlichkeit der Liebe symbolisierte. Liebe bis über den Tod hinaus. Sie war nie vor Gott und Gesetz verheiratet gewesen und dennoch trug sie einen Ehering. Er war der Schlüssel in die Vergangenheit.

Mit einem Gefühl des Bedauerns schob Anna den runden Stein, das Silberauge, zur Seite und nahm den Stift zur Hand. Heute war nicht der Tag dafür.

Die Zungenspitze zwischen die Zähne geschoben, begann sie zu schreiben:

*

Ohne Mathis erschien mir alles unnütz.

Mit einem Schlag war alles aus den Angeln gehoben. Der Orkan war nicht nur über den Julianenhof hinweggefegt – nein, er hatte mein Leben mit sich gerissen und es vernichtet ...

KAPITEL EINS. 1954

Der Julianenhof lag wie gefangen unter einer stickigen Dunstglocke. Kein Laut drang aus dem Tal herauf und auch auf dem Anwesen war es totenstill. Schweigend warteten die Männer vor dem Stall. Dort drinnen lag einer der ihren, aufgespießt von seiner eigenen Mistforke.

Der Austätter hielt das Pferd am Kinnriemen und wies den Hilfinger mit einem Kopfnicken an, auf der Ladefläche des Karrens Platz zu schaffen. Es dauerte, bis der Hansi die Gerätschaften unter eine Lederplane geschoben und die grobe Pferdedecke ausgebreitet hatte. Mit einem unbeholfenen Satz sprang er vom Wagen und

fluchte leise, als er mit einem Fuß in einer Wasserpfütze aufkam. Niemand lachte, obwohl der etwas langsam denkende Hansi sonst oft für einen derben Scherz, meist auf seine Kosten, herhalten musste.

Das Unwetter hatte sich so schnell verzogen, wie es gekommen war. Es war schwül wie zuvor, der Regen hatte keine Erleichterung, nicht ein bisschen Abkühlung gebracht. Eine unerbittliche Sonne brannte heiß auf die Männer herunter und nur die dampfenden Pfützen auf dem steinigen Vorplatz, herabgerissene Äste und Laub, ein paar zerschmetterte Dachziegel vor dem Haus ließen erahnen, wie verheerend der Sturm vor zwei Stunden noch getobt hatte.

Keiner von ihnen hatte je solch einen Sommerorkan erlebt. Für einen wahnwitzigen Augenblick schien sich die Hölle geöffnet zu haben, um schwefelgelben Atem und einen unnatürlich warmen, schalen Sturzregen auszuspucken. Krachender Donner hatte von den Bergen wiedergehallt; Schlag auf Schlag, grollend wie die Stimme des Höllenfürsten. Gleißend war ein Blitz in die hohe Kiefer am Felsgrat gefahren und hatte den Stamm gespalten; der Sturmwind hatte sie niedergebeugt und in den Abgrund gestürzt, den mächtigen Wurzelstock krachend aus der steinigen Erde

gehoben. Armdicke Wurzeln ragten empor, unversehens ans Licht gezerrt und gekrümmt wie die Finger eines Riesen, braun und schlammverschmiert. Der Geruch nach aufgerissenem Stein und nasser Erde war betäubend intensiv.

Rumpelnd wurde die Stalltür aufgezogen. Der Gendarm, flankiert von Clemens Oberndörfer und Florian Sittler, trat aus der stickigen Hitze. Neugierig lugten die Männer an ihnen vorbei in die dämmrige Stallgasse.

Er zog die Mütze ab und wischte sich mit dem Ärmel seiner Uniform die Schweißtropfen von der Stirn. Dann winkte er dem Austätter und dem Hilfinger. »Ihr könnt ihn rausholen. Wir sind fertig.«

Die beiden Männer drückten sich an ihm vorbei. Einer der Umstehenden reichte dem Gendarmen eine Flasche und er nahm einen tiefen Schluck. Er war im Dienst – aber zum Teufel, das Grauen steckte ihm noch in den Knochen und würde ihn so schnell nicht verlassen. Er war einiges gewohnt, doch das war ein schrecklicher Anblick gewesen. Das schmatzende Geräusch, das die Stacheln der Mistforke von sich gegeben hatten, als er sie aus der Brust des toten Jungen gezogen hatte, würde ihn bis in seine Träume verfolgen. Mit

einem Ächzen hatte er sie in einen Koben gestoßen.

»Tragisch ist das.« Er rülpste laut und trank noch einmal, dann gab er die Schnapsflasche zurück. »Der Mathis war ein feiner Kerl.«

Hinter ihm tauchten Jörg und Hansi auf; sie trugen den toten Burschen unter den Armen und an den Füßen gepackt, aus dem Stall. Die roten Flecken auf Mathis' Hemd und das unter der Dreckschicht wächserne Gesicht ließen die Männer erstarren. Seine muskulösen Arme mit den schmutzverkrusteten Fingern baumelten leblos herab, in den wirren Haaren des jungen Mannes hingen Strohalme; Nase und Mund verschmiert von geronnenem Blut.

Der Schattner stieg eilig auf die Ladefläche und half, den Leichnam auf den Wagen zu ziehen. Er schob Mathis' Arme übereinander, zog die ärmellose Weste aus und legte sie über den Kopf des Jungen, um die Fliegen abzuhalten. Mit einem Satz sprang er herab und umrundete den Wagen. Seine tiefe Stimme klang brüchig; der Bauer hatte Mühe, sie zu kontrollieren.

Anna hatte auf dem Schatthof Hilfe gesucht und augenblicklich hatte er seine Buben losgeschickt, um die Sittlerin und den Obmann zu

alarmieren. Peter Schattner war als Erster auf dem Hof gewesen und hatte die besinnungslose Marie neben dem Burschen in der Kotrinne liegend gefunden. Peter Schattner fühlte sich verantwortlich – jemand musste einen klaren Kopf bewahren und alles Nötige in die Wege leiten.

»Bringt ihn in den Haindlhof und wartet dort auf uns. Wir kommen gleich nach. Die Barbara wird ihn waschen und herrichten.«

Stumm nickte der Hansi und erklimm den Kutschbock.

»Fahrt zu. Schaut auf dem Weg im Pfarrhaus vorbei und sagt dem Pfarrer Bescheid. Er soll gleich zum Suterhof kommen. Die Drexlers wissen womöglich bereits, was geschehen ist.«

Schlechte Nachrichten verbreiteten sich im Dorf geschwinder als eine Seuche und Mathis' Geschwister würden sicher Beistand brauchen. Die Suterkinder lebten auf dem elterlichen Hof mit ihren Zieheltern, Anderl und Walpurga Drexler. Nach Kathrin und Jakob Suters Tod hatte das kinderlose Ehepaar den Hof übernommen. Anderl und Purgl waren arbeitsam und fleißig; sie versorgten das Lehen gut. Doch sie waren auch wortkarge, vom ärmlichen Leben verbitterte Menschen – und beide schnell mit der Hand. Spurten die Kinder nicht, setzte es Schläge. Die Geschwister mussten hart mit

anpacken, und dass der Mathis nun auf dem Julianenhof ums Leben gekommen war ... er wollte gar nicht weiter darüber nachdenken, wie sie die Schreckensnachricht wohl aufnahmen. Peter Schattner gab dem Pferd einen Klaps auf das glänzende Hinterteil. Der Braune trabte an und langsam ruckelte das Fuhrwerk los.

Die Männer zogen die Hüte, bekreuzigten sich und senkten die Köpfe. Solch ein Unglück hätte jeden von ihnen treffen können.

Clemens Oberndörfer und Florian Sittler blieben, bis alle gefahren waren. Vor dem Haus auf der Bank sitzend, teilten sie sich eine Zigarre. Stumm rauchten sie und der Oberndörfer überließ ihm den Rest des Stumpens.

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte er bedächtig.

Florian stützte seine Ellbogen auf die Schenkel, seine Augen gingen ins Leere.

»Wenn ich das nur wüsste. Meine Marie ...« Er schluckte und saugte an dem Tabak; rot glühte die Spitze auf. »Sie ist mir lieb wie ein eigenes Kind, Clemens. Wenn es Barbi wär, könnt's nicht schlimmer sein. Ich hab Angst um sie.«

Der Oberndörfer getraute sich erst nicht, er war es nicht gewohnt,

seine Gefühle zu zeigen, doch der alte Freund dauerte ihn. Mitfühlend legte er die Hand auf Sittlers Oberschenkel.

»Marie ist im Spital und noch lebt sie. Du kannst nichts für sie tun – außer zu beten. Ich meinte eher, was jetzt mit dem Julianenhof passiert.« Und mit Anneli. Er sprach den Gedanken nicht aus. Ihren dicken Bauch hatte er wohl bemerkt – wie alle anderen auch. Seit Wochen hatte er Maries Tochter nicht zu Gesicht bekommen und nun erstaunt die Wölbung unter ihrem zu engen Kleid registriert. Anna musste grad dreizehn oder vierzehn sein ... er hätte nicht gedacht, dass der Mathis und sie etwas miteinander hatten. Himmel, sie war doch noch ein kleines Mädchen, ein Kind! Die Drexlers würden Gift und Galle spucken.

»Wo ist eigentlich dein Schwiegersohn?«

Florian Sittler stieß einen Mundvoll Rauch aus. »Der Wojtek? Das würd ich auch gern wissen! Wenn's nach mir ging – die Marie hätt ihn vom Hof jagen sollen, so lang es noch Zeit war. Aber nein, sie musste ihn ja unbedingt heiraten. Ich trau dem Kerl nicht, doch sie hat sich ja nie dreinreden lassen. Jetzt sieht man, wo's hingeführt hat.«

Liebend gern würde er ihm den Hals umdrehen, wenn er ihn in

die Finger bekäme. Seit der Wojtek in Mariens Leben getreten war, ging alles verkehrt.

Hannah, seine Frau, hatte ihn bekniert, bloß das Maul zu halten. »Es ist doch gut, wieder einen Mann auf dem Hof zu haben, der nach dem Rechten schaut; er hilft Marie und nach der Fehlgeburt hat er sich um sie gekümmert. Und überhaupt hat er ein schweres Leben gehabt und kann nichts dafür, dass er bei den Fahrenden aufgewachsen ist und die Nazis seine Sippe ausgelöscht haben«, hatte sie eingewandt.

Er hingegen sah das völlig anders. Wobei er einräumen musste, dass Roman an Mathis' Tod unschuldig war – er war ja nicht einmal da gewesen. Es war ein Unfall gewesen; der Bursche war durch die offenstehende Luke gestürzt und unglücklich in die Mistgabel gefallen. Das konnte man dem Wojtek nun wirklich nicht anhängen. Der Gendarm hatte alles angeschaut, er war sogar auf den Heuboden gestiegen. Und hatte nichts gefunden.

»Der Schattner hat sich erboten, das Vieh zu seinem ins Steinkarl zu bringen. Gott sei Dank, dann sind wenigstens die Tiere versorgt. Frag mich nicht, wie es hier oben weitergeht, Clemens. Ich hab grad andere Sorgen.« Florian Sittler warf den Stumpen auf die

Erde und unterdrückte die Feuchtigkeit, die ihm unmännlich in die Augen stieg. Wenn nur Marie überlebte ... Barbi kümmerte sich um Anna, und sie würde das Kind kriegen. Dann sah man weiter. Es geschah nicht zum ersten Mal, dass im Dorf ein uneheliches Kind zur Welt kam.

Sie sahen beide auf, als Schritte auf den Steinen knirschten und der breite Schatten eines Mannes über sie fiel.

»Wojtek ...«, sagte der Oberndorfer gedehnt und griff nach seinem Gehstock. »Gut, dass du endlich da bist. Es gibt schlechte Nachrichten.«

Florian Sittler straffte die Schultern. Überließ es dem Freund, Roman zu informieren und die passenden Worte zu finden. Er hatte keine. Er war zutiefst erschöpft und die Sorge um Marie drückte ihn nieder.

Maria Suter sah aus dem Küchenfenster. Ein Fuhrwerk hielt vor dem Haindlhof und sie erkannte den Austätter und den Hilfinger Hansi auf dem Kutschbock. Die Totengräber! Sie ließ die Kartoffel fallen, die sie gerade schälte und schob mit der nassen Hand neugierig den Vorhang zur Seite.

»Was ist denn da los?«, murmelte sie und spähte hinüber. Sofort war die Schwester an ihrer Seite, den breiten Mund voller Sabber.

»Setz dich hin«, sagte Maria und schob Elsbeth auf die Bank zurück. »Du bleibst hier! Wart auf mich, ich bin gleich wieder da.«

Purgl schaute von ihrer Näharbeit auf. »Wohin so eilig? Gehst du etwa schon wieder zur Sittlerin? Sie wird doch ein paar Stunden ohne dich zurechtkommen.«

Maria trocknete sich die Hände an der Schürze ab. »Nur eine Minute. Die Totengräber stehen vor dem Haindlhof und Barbara ist nicht da. Etwas muss geschehen sein, ich schau kurz nach.« Sie verließ das Haus durch die Vordertür und rannte den Weg entlang. Eine Angst kroch in ihr auf, als sie am Fuhrwerk anlangte und der Austätter sich in den Weg stellte.

»Maria.« Sein breiter Körper versperrte ihr den Blick.

»Was ist geschehen, Jörg? Barbara ist nicht zu Hause.«

Sie versuchte, an ihm vorbeizuschauen. Da lag jemand, ein Mann, regungslos auf der Ladefläche. Sie konnte die mistverkrusteten Sohlen seiner Schuhe sehen.

»Geh weiter, Madl. Die Barbara kommt gleich.« Er streckte den Arm aus, um sie zurückzuhalten.

»Der Pfarrer ist schon auf dem Weg zu euch, Maria.« Der Hilfinger stand plötzlich neben ihr.

»Der Herr Pfarrer? Was soll der von uns wollen? Ich war doch erst gestern ...« Zur Beichte, wollte sie gerade sagen, dann sah sie das Unausprechliche in seinem mitfühlenden Blick. Mit einem Ruck schüttelte sie Jörgs Hand ab und drängte sich an ihm vorbei. Bevor der Austätter sie aufhalten konnte, stellte sie einen Fuß auf den Holm des Fuhrwerks und zog sich hoch. Jetzt erkannte sie seine Joppe, die ledernen Hosen, die sonnengebleichten Härchen an seinen Beinen. Die langgliedrigen Finger ihres Bruders.

»Mathis ...«, stöhnte sie und klammerte sich an der Verstrebung des Fuhrwerks fest. »Neiiiiin!« Der gellende Schrei fuhr den beiden Männern durch Leib und Seele.

»Dass du nicht dein Maul halten kannst, du fingerblöder Hammel, du!«, fuhr Jörg den Hilfinger an und packte das Mädchen um die Mitte. Heftig zog er an ihr und riss sie von dem Wagen herunter. Maria fiel rücklings, er hielt sie fest, doch sie schlug mit den Armen und wehrte sich gegen seine Hände. Kam frei und fiel auf die Knie.

»Mathis!«, heulte Maria auf. Stieß die Stirn wieder und wieder auf den Boden und schmeckte die Erde, die noch feucht vom

Sturzregen war.



Ohne Mathis erschien mir alles unnütz.

Der Orkan war nicht nur über den Julianenhof hinweggefegt – nein, er hatte mein Leben mit sich gerissen und es vernichtet. Ich war vierzehn Jahre alt. Ungewollt im siebten Monat schwanger von dem Mann meiner Mutter. Mathis, mein Liebster, war tot. Versehentlich in eine blöde Forke gefallen, die ihm die Brust durchbohrte – wenige Tage nach seinem achtzehnten Geburtstag. Mein fröhlicher Mathis, der versprochen hatte, meinem ungeborenen Bastardkind ein Vater zu sein.

Durch das niedrige Fenster der Küche musste ich mit ansehen, wie sie seinen Leichnam aus dem Stall trugen, auf das Fuhrwerk hoben und ihn wegbrachten. Am liebsten hätte ich geschrien, mir die Haare gerauft, um mich geschlagen. Doch meine Glieder waren bleiern schwer und ich konnte nur dasitzen und zusehen. Tränenlos. Sprachlos. In mir war eine unsägliche Leere.

Meine Mutter lag im Spital und kämpfte um ihr Leben. Niemand wusste, ob sie den Schlaganfall überleben würde.

Die Dede kümmerte sich um mich, doch ihre fürsorglichen Worte rauschten ungehört an mir vorbei. Die Tränen meiner Großtante Hannah Sittler ließen mich kalt.

Der Schattner nahm sich um das Vieh an; er molk die Kühe, die verstört und laut muhend, mit milchprallen Eutern vor dem Stall standen. Er und seine Söhne trieben die Tiere ins Dorf und brachten sie auf eine Alm ins Steinkarl. Seine Frau Vevi blieb, bis wir alle ins Tal gegangen waren. Sie versorgte die Milch und kratzte das kalt gewordene Mittagmahl in den Mistkübel. Niemand verschwendete mehr einen Gedanken ans Essen.

Roman – nun ja – der kam erst am späten Nachmittag zurück, als alles vorüber war. Da lag der Julianenhof schon einsam und menschenleer. Nur der Oberndörfer und mein Großonkel Florian Sittler saßen noch vor dem Haus. Sie rauchten und sprachen über die schrecklichen Ereignisse des Tages. Als Roman über die Weide herunterkam und zu ihnen trat, legte ihm mein Großonkel den Schlüssel zur Haustür hin. Mit knappen Worten informierte ihn der Obmann, was geschehen war. Ignorierte dessen offensichtlichen Schrecken, stützte sich auf seinen Gehstock und stand auf. Er hatte ein Holzbein. Die beiden alten Männer bestiegen den Pferdewagen

und fuhren vom Hof.

Ich wurde in den Haindlhof, in mein vertrautes Zimmer unter der Dachgaube, gebracht. Da lag ich im Bett und weinte mir die Augen aus; den schwarzen Kater neben mir, der nicht von meiner Seite wich, und wollte nicht mehr leben. Ich war innerlich ebenso wund wie die aufgeschürften Hände und Knie, das Herz blutig zerschnitten wie die Sohlen meiner Füße. Die Flucht zum Schatthof hinunter hatte Spuren hinterlassen. Dede pickte mir die Steinchen mit einer Pinzette heraus, wusch die brennenden Schürfwunden aus und trug eine Heilsalbe auf. Hände und Füße dick mit weißen Verbänden umwickelt, konnte ich weder auftreten noch etwas anfassen. Mir war ohnehin alles gleichgültig. Eine unsägliche Trauer lähmte mich. Nicht einmal die zarten Bewegungen in meinem Bauch holten mich aus dem Kummer. Das Kind in mir hatte offensichtlich auch dies ohne Schaden überstanden. Meine ungeborene Tochter musste ein zähes Menschlein sein. Sie bewies mehr Lebenswillen, als ich aufbringen konnte.

Die Dede ließ mich in Ruhe und ich war dankbar darum.



ROMAN

MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE FRAUEN

pingulletta



Copyright © 2019 by Mignon Kleinbek
© 2019 pinguletta® Verlag, Keltern

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen
nur mit Zustimmung des Verlags.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist zufällig
und nicht beabsichtigt.

Cover Artwork: © Sabrina Weber | Helmut Speer

Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag

Coverfoto: © Fabian Irsara

Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag

Lektorat: Elsa Rieger

Buch: ISBN 978-3-948063-05-4

E-Book: ISBN 978-3-948063-06-1

Hörbuch: ISBN 978-3-948063-15-3

www.pinguletta-verlag.de



PROLOG. NOVEMBER 2004

Seit einer gefühlten Ewigkeit saß Barbara da und starrte auf die beiden Bücher. Schob das mit rotem Stickgarn zusammengeknotete Päckchen zur Tischmitte und zurück, nahm es in die Hand und legte es wieder hin.

Es gab im Leben Entscheidungen, die wollten gut bedacht sein. Diese hier war eine davon. Wer wusste schon, was sie auslösen würde? Ein Wimpernschlag hier, woanders ein Wind, der ein Feuer anfachte, das sich nicht mehr eindämmen ließ. Sie hatte genug Schaden angerichtet.

Leichte Schritte in der Diele; sie fuhr zusammen. Hastig zog sie

die Schublade unter der Tischplatte auf und ließ das Päckchen hineingleiten. Draußen im Gang knallte das eiserne Ofentürl und gleich darauf ging die Tür zum Behandlungszimmer auf. Das protestierende Quietschen schabte an ihren Nerven. Der Junge muss die Angeln ölen, dachte sie, dieses Geräusch macht mich verrückt.

»Ich wär soweit fertig. Brauchst du noch etwas zur Nacht?«

Sie drehte sich nicht um, schob den Schieber betont langsam zu. Die Lade klemmte und ihre Hände verharrten. Marias besorgter Blick musterte sie; Barbara spürte es und beugte sich tiefer. »Nein. Schlaf wohl.«

»Ist alles in Ordnung? Ich kann noch bleiben ...«

Ihre Antwort kam gezwungen, sie hörte es selbst. »Ich geh ohnehin gleich schlafen. Pfiat di.«

Es war eine Lüge – sie hatte nicht die geringste Absicht, ins Bett zu gehen.

Die Tür fiel hinter Maria Suter zu. Ihre Enttäuschung blieb, hing spürbar zwischen Barbaras Schultern und eine Regung der Scham überkam sie. Mit einem Ruck schüttelte sie das dumme Gefühl ab, riss die Lade erneut auf und hob die Kladden heraus. Sie musste wissen, was Anna aufgeschrieben hatte! Es erschien ihr wie Verrat

– nein, es war Verrat – doch ihre gekrümmten Finger nestelten wie von selbst an dem Knoten. Er war fest angezogen und mit einem unmutigen Laut suchte sie auf dem Schreibtisch nach einer Schere. Das Band fiel ab und achtlos wischte sie es zu Boden. Entschlossen klappte sie den Deckel des obersten Buchs auf und überflog die ersten Seiten. Ihre Augen fraßen sich an einem Satz, an den akkuratsten, steil aufgerichteten Buchstaben fest.

Mein Vater wurde ins Haus meiner Tante Barbara gebracht.

Ein Stöhnen entrang sich der Alten und sie stellte die Arme auf, stützte die Stirn schwer in die Hände. Mit einem Schlag brach die Erinnerung an diesen unseligen Tag über sie herein, als ob es gestern gewesen wäre. Sie sah Toni dort auf dem Tisch liegen; den Kopf zerschlagen und das eisgraue Gesicht mit einer pudrig weißen Reifschicht bestäubt. Mit Anton Hohleitners sinnlosen Tod hatte all das Schlimme begonnen ...

KAPITEL EINS.

HEIDELBERG NOVEMBER 2004

Helena reichte dem Pförtner den Funkempfänger unter der gläsernen Trennscheibe durch.

»Ein schönes Wochenende, Frau Doktor Hartenau«, rief er ihr freundlich nach, während sie durch die Empfangshalle eilte.

Sie lächelte über die Schulter zurück und winkte ihm zu. Die automatischen Glastüren glitten mit einem Zischen auseinander und Helena blieb kurz stehen, als die eisige Winterluft sie traf. Sie zog den Kopf ein, rannte durch den Schneeregen über den Parkplatz und schloss ihren Wagen auf. Wie immer klemmte die Tür; sie musste den Griff anheben und kräftig ziehen, bis sie sich öffnete.

Die nassen Flocken abschüttelnd, ließ sie sich in die dunkelgrauen Ledersitze fallen und registrierte, dass es schon wieder durch das Verdeck tropfte. Auf dem Beifahrersitz hatte sich bereits ein feuchter Fleck gebildet. Helena warf den Laborkittel darüber und ließ ihre Handtasche darauf fallen.

Während sie den Motor startete und sich vor der Uniklinik in den Verkehr einreihete, nahm sie sich vor, das Auto am Montag in die Werkstatt zu bringen. Zum wievielten Mal in diesem Jahr? Der silbergraue Opel Astra mit dem schwarzen Verdeck war mittlerweile Dauergast bei dem netten Türken, der seine liebe Mühe hatte, dessen Wehwehchen zu reparieren. Ein in die Jahre gekommener Patient, der ständig Ersatzteile brauchte. Und doch konnte sie sich nicht dazu durchringen, endlich einen neuen Wagen anzuschaffen. Sie fuhr das Cabriolet schon ewig und es war ihr ans Herz gewachsen.

Der Freitagabendverkehr war wie immer eine nervige Tortur; die endlose Blechkarawane bewegte sich im Schnecken tempo stadtauswärts. Obwohl es erst halb vier Uhr war, dämmerte es bereits. Vorsichtig lenkte Helena den Wagen durch den Schneematsch. Die abgefahrenen Sommerreifen trugen nicht wesentlich

dazu bei, dass sie sich entspannte. Sie musste dringend Winterreifen aufziehen lassen!

Als sie in den Schlossbergtunnel fuhr, stockte der Verkehr endgültig. Zum hundertsten Mal nahm sie sich vor, endlich eine Bleibe in der Nähe der Uniklinik zu suchen, zumindest für die Wochentage. Die Fahrt war ätzend, für die wenigen Kilometer brauchte sie jeden Tag mindestens eine halbe Stunde. Doch so schön sie Heidelberg fand, permanent in der Stadt zu leben kam für sie nicht in Frage. Zu viele Menschen, zu viel Verkehr. Wenn Helena ehrlich war, genoss sie es, außerhalb im verträumten Ziegelhausen zu wohnen. Dort tickten die Uhren langsamer und neben dem hübschen Zweifamilienhaus, in dem sie lebte, gab es immer einen Parkplatz. Der Neckar schlang sich nahe an die Häuser und mit wenigen Schritten durch den Garten war das nahe Flussufer zu erreichen. Im Sommer saß sie oft auf den Steinstufen, die zum Wasser hinunterführten.

Ihr Mobiltelefon klingelte. Helena klaubte das blaugraue Nokia aus der Handtasche und warf einen Blick darauf. *Mutter* stand auf dem Display. Sie stöhnte und drückte das Gespräch weg. Nicht jetzt!

Der Verkehr floss nun wieder und mit einem erleichterten Stoßseufzer fuhr sie aus dem Tunnel und in das Schneegestöber hinein.

Einige Minuten später kam sie rutschend in der engen Abfahrt zum Haus zu stehen. Während sie die Tasche vom Beifahrersitz nahm, bäugte sie das Verdeck. Es war wohl besser, sie ließ den Kittel liegen, um die eindringende Nässe aufzusaugen. Mit geübtem Fußtritt stieß sie die bockige Autotür auf.

Die Wohnung lag im Dunkeln und es roch abgestanden.

»Ich bin dahaaa«, rief Helena gezwungen fröhlich in die Stille hinein und bückte sich, um die Post aufzuheben, die vor dem Briefschlitz lag. Niemand antwortete, selbstverständlich nicht, wer sollte auch?

Sie lebte alleine. Jule, ihre erwachsene Tochter, befand sich derzeit in Kalifornien und half dem Silicon Valley, sein Netz über die restliche Welt auszuwerfen. Der dazugehörige Vater war lange vor Jules Geburt verschwunden; nach einem entgeisterten Blick auf die beiden roten Streifen des Schwangerschaftstests hatte er schleunigst seine Tasche gepackt und war weitergezogen. Sie hatte nichts anderes von ihm erwartet und war fast erleichtert gewesen, als er ging.

Einen Mann gab es in ihrem Leben derzeit nicht. Wobei derzeit die Untertreibung des Jahrhunderts war.

Ihre letzte und einzige Affäre lag über vier Jahre zurück und sie dachte nur ungern an die kurze Beziehung zu Joachim. Rösle hatte mitunter gespöttelt, dass der hochdotierte Biochemiker mit Abstand der langweiligste Mann sei, der ihr zeitlebens unter die Augen gekommen war. Obwohl er umwerfend aussah und Mutter – nun ja, die war ihm vom ersten Tag an förmlich zu Füßen gelegen. Doch sogar in Momenten der körperlichen Nähe schien Helena nicht an ihn heranzukommen. Letztlich war es dieses Gefühl oder eher Nichtgefühl, das sie bewog, die Beziehung zu beenden. Sie konnte nicht mit einem Menschen zusammen sein, der ihr Innerstes nicht berührte.

Als man ihr die stellvertretende Leitung am AZKIM antrug, hatte Joachim sein wahres Gesicht gezeigt. Sie stritten und er verließ wutschnaubend die Wohnung. Sie war zutiefst enttäuscht gewesen. Ärger als die Enttäuschung nagte das Gefühl in Helena, dass er sie und ihre Verbindung zu einer der wohlhabendsten Familien Heidelbergs benutzt hatte, um einen erfolgreichen Job zu ergattern. Joachim war nur eine weitere Baustelle in ihrem kümmerlichen Liebesleben.

So viel zu Beziehungen. Helena warf die Post auf die schmale

Kommode in der Diele und kickte ihre Stiefeletten in die Ecke. Auf Strümpfen ging sie in die Küche und zog den Kühlschrank auf. Er war gähnend leer; ein Rest Cheddar vertrocknete neben einem verschrumpelten halben Paprika im Gemüsefach und die drei Putensalamischeibchen, die in dem aufgerissenen Plastikpäckchen lagen, rochen ebenso vergammelt wie sie aussahen. Sie warf alles in den Müll und nahm eine Pizza aus dem Tiefkühlfach. In der Not fraß der Teufel eben Fliegen. Fast bereute sie, die Salami weggeworfen zu haben, der Belag war mehr als kümmerlich. Hoffnungsvoll klaubte Helena das Käsestück aus dem Mülleimer und spülte es ab. Der Käse würde noch taugen. Sie rieb ihn über die mager bestückte Pizza und schob das Blech in den Ofen. Dann holte sie eine angebrochene Flasche Rosé aus dem Seitenfach des Kühlschranks und schenkte sich großzügig ein.

Das Handy dudelte und mit dem Glas in der Hand tappte sie in die Diele. Für Elise. Mein Gott, wie sie das nervige Geklingel hasste. Sie hatte Feierabend und ein langes, freies Wochenende vor sich.

Seit zwei Jahren bekleidete Helena das Amt der stellvertretenden Leiterin des Akademischen Zentrums für Komplementäre & Inte-

grative Medizin. Zudem administrierte sie eine Brigade von Chemikern und Wissenschaftlern. Das AZKIM stand kurz vor dem Abschluss einer breit angelegten Forschungsreihe über die Wirksamkeit von pflanzlichen Präparaten bei Autoimmunerkrankungen. Die letzten Tage und Nächte hatte sie seitenlange Berichte und Laborergebnisse studiert und nebenher den anstehenden Ärztekongress vorbereitet. In der dritten Dezemberwoche würde eine Horde von Ärzten und Biologen ins AZKIM einfallen und sie brauchte zuvor dringend eine kleine Auszeit. Konnte man sie nun nicht einfach in Ruhe lassen?

Mutter las sie erneut und seufzte abgrundtief. Wenn sie jetzt nicht rangang, würde Erika wieder und wieder anrufen, solange, bis sie ihre Tochter endlich an der Strippe hatte. Helena drückte die kleine Taste mit dem grünen Telefonhörer.

»Schätzchen!«, zwitscherte Erika Hartenau, »na endlich, ich habe es schon ein paarmal probiert. Du hast nie abgenommen!«

»Ich habe gearbeitet, Mutter«, gab Helena trocken zurück, wohl wissend, dass ihre Antwort dem unterschwelligem Vorwurf, sich ohnehin selten zu melden, kaum genügen würde. Sie nahm einen tiefen Schluck aus dem Glas und wappnete sich.

»Kind, hast du dir schon Gedanken wegen deines Geburtstags gemacht? Bestimmt nicht, oder? Hör zu, ich habe da eine himmlische Idee ...«

Helena schaltete gleich bei dem Wort *Kind* ab. Zum Kuckuck, sie war fast achtundvierzig Jahre alt, hatte einen Doktor in Humanmedizin, einen weiteren in Naturheilkunde und ihr Leben auf der Reihe. Wie oft musste sie sich dieses elende *Kind* noch anhören?

»... und deine Schwester hat zugesagt, dass sie kommt! Ist das nicht wunderbar?«

Helena stutzte und riss sich zusammen. Wie bitte? Was hatte sie verpasst? »Wie schön«, hörte sie sich schwach zustimmen.

Na prima, das hatte ihr gerade noch gefehlt! Sie konnte sich nichts Fürchterliches vorstellen, als ihren Geburtstag zusammen mit Tini zu begehen. Christina, ihre Schwester, die keine Gelegenheit ausließ, um jemanden, meistens sie, zu brüskieren oder bloßzustellen.

»Mutter, lass uns morgen reden, ja? Ich bin gerade erst von der Arbeit heimgekommen und hundemüde.«

Großzügig überhörte Erika den Einwand und plapperte weiter: »Und stell dir vor, die Lohsens haben zugesagt, zu dem Fest zu kommen. Weißt du noch? Herr Lohsen, der Schuldirektor eures

Gymnasiums! Wir gehen neuerdings miteinander zum Kegeln. Er ist ja schon lange in Pension, aber er erinnert sich noch gut an deine Schwester und ...«

Es klingelte an der Tür und Helena war fast dankbar. »Es hat geläutet«, schnitt sie Erika das Wort ab, »ich rufe dich morgen an, ja? Grüß Vater.« Hastig drückte sie auf das rote Symbol. Jede Störung war ihr in diesem Augenblick willkommener als die endlosen Tiraden ihrer Mutter. Nach einem langen Arbeitstag wie heute fand sie sich nicht mehr in der Lage, mit der Mutter über den anstehenden Geburtstag zu diskutieren. Wozu auch? Die letzten Male hatte keiner groß Notiz davon genommen, wenn sie ein Jahr älter wurde. Nur weil die Zwillingsschwester einmal wieder daheim aufschlug, nach langer Familienabstinenz wohlgermerkt, sollte sie die brave Tochter spielen und ein Fest feiern, das ihr in der Seele zuwider war? Das Mobiltelefon noch in der Hand, riss sie die Tür auf.

Die Vermieterin, Rosa Tobel, stand davor und streckte ihr lächelnd ein Päckchen entgegen. »Nanni, das ist heute mit der Post gekommen. Ich habe es für dich angenommen.«

»Rösle, du hast mich gerettet!« Helena warf das Mobiltelefon auf die Kommode und nahm Rosa das Päckchen ab. »Ich hatte eben

Mutter am Telefon. Sie plant meinen Geburtstag – mit meiner Schwester zusammen.«

»O je«, Rosa bleckte strahlend das neue Gebiss, auf das sie mächtig stolz war, »du armes Kind.« Aus ihrem Mund hörte es sich lustig an und Helena musste lachen. »Sag mir Bescheid, wenn du eine Ausrede brauchst, Nanni. Ich könnte jederzeit einen kleinen Schwächeanfall vortäuschen«, versprach Rosa mit einem Kichern.

Helena beugte sich vor und küsste die grauhaarige Frau auf die Wange. »Hat dir schon mal jemand gesagt, wie klasse du bist?«, sie klemmte sich das Päckchen unter den Arm. »Ich komme morgen zu dir hoch und dann trinken wir einen Tee zusammen, okay? Ich habe bis Dienstag frei.«

»Schlaf dich erst mal aus, Mädchen. Und komm lieber am Abend, ich koche uns was Feines. Wie ich dich kenne, hast du eh nichts im Haus.« Rosa tätschelte ihr die Wange und wandte sich zur Treppe. »Aber erst nach der Sportschau!«, rief sie, über das Geländer gebeugt, nach unten.

Helena schwenkte das Glas und prostete ihr zu. Schloss, noch immer lachend, die Tür. Rosa Tobel war ein wahrer Goldschatz und trotz ihrer achtundsiebzig Jahre jung in Herz und Kopf. Die alte

Dame begeisterte sich für Fußball und Tennis; sie verpasste keine Sportsendung und betete die Tabellen der letzten drei Jahrzehnte auswendig herunter. Seit dem Medizinstudium bewohnte Helena die Einliegerwohnung und Rosa hatte Jule praktisch mit großgezogen. Die beiden Frauen verband eine innige Freundschaft und das war einer der Gründe, weshalb Helena noch immer in Ziegelhausen lebte. Sie genoss Rosas unaufdringliche Fürsorge ebenso sehr wie deren speziellen Humor; ab und zu saßen sie zusammen und bei Rosa konnte Helena einfach sie selbst sein.

Verwundert betrachtete sie das Päckchen und die österreichischen Weihnachtsmarken darauf. Sie kannte niemanden in Österreich. Ein Absender war nicht zu entdecken, lediglich Helenas Adresse. Jemand hatte sie in dicken Filzbuchstaben auf das braune Packpapier geschrieben. Mit einem flauen Gefühl in der Magengrube holte sie ein Messer aus der Schublade und schlitzte das Päckchen den Rand entlang auf.

Wenn es etwas gab, das Helena Hartenau nicht mochte, dann war es Unvorhergesehenes. Um genau zu sein, sie hasste das wie die Pest. Sie mochte es nicht, wie vorhin, in zentimeterhohem Schneematsch auf Sommerreifen nach Hause zu fahren. Wobei der

Wetterbericht den Wintereinbruch gewiss vorausgesagt hatte, doch das war ihr leider entgangen. Im Institut glitten die Jahreszeiten irgendwie unbemerkt vorüber. Seit sie dort arbeitete, ging sowieso alles an ihr vorbei. Spontane Anrufe der Mutter mit verrückten Ideen, wie gerade eben, waren ihr verhasst.

Und sie mochte keine Pakete ohne Absender! Nun lag dieses Päckchen auf dem Küchentisch und sie ahnte, dass mit ihm etwas faul war. Helena nahm einen Schluck und behielt den Wein im Mund.

Ein Medaillon war herausgefallen, eine kleine dunkel angelauene Scheibe mit einem Heiligenbildchen an einer silbernen Kette. Darunter lagen zwei dünne schwarz kartonierte Bücher. Und während sie sich noch fragte, wer ihr das zugesandt hatte, wusste sie bereits, dass es einen Grund hatte. Haben musste.

Sie schluckte den mundwarmen Wein hinunter, bekam einen Tropfen in den falschen Hals und klopfte sich auf die Brust. Hustete unterdrückt und mit einem Mal schmeckten die Papillen ihrer Zunge nicht mehr den fruchtigen Geschmack der Trauben, sondern etwas Herbes, Bitteres, das tief darunter lag. Abrupt stellte Helena das Weinglas ab und schlug den Deckel der zuoberst liegenden

Kladde auf. Einen Moment wunderte sie sich über die steil aufgerichtete, altmodische Handschrift, dann begann sie zu lesen, während im Backofen die Pizza vor sich hin schmurgelte. Was war das denn? Eine Art Tagebuch? Wer war diese Anna Hohleitner?

Im Nachhinein fragte sie sich, ob es nicht gescheiter gewesen wäre, sie hätte alles zusammengepackt und schleunigst im Mülleimer entsorgt.

MEHR DAVON

- ① WINTERTÖCHTER. DIE GABE
- ② WINTERTÖCHTER. DIE KINDER
- ③ WINTERTÖCHTER. DIE FRAUEN



Mignon Kleinbek

Wintertöchter. Die Gesamtausgabe.

Die Bestseller-Trilogie als Gesamtausgabe im Schuber.
ISBN 978-3-948063-21-4

Die Bestseller-Trilogie - Spannung im Dreierpack! In der letzten Raunacht des eisigen Winters 1940, irgendwo in der kargen Bergwelt Österreichs, wird Anna Hohleitner geboren. Sie wächst in einer unwirtlichen Welt, die ihr wenig Liebe schenkt – weder ihre verschlossene Mutter Marie noch der jähzornige Stiefvater Roman scheinen sie zu mögen. Nur bei Ihrer Ziehtante Barbara, Hebamme und frühe Homöopathin, findet das wissbegierige Mädchen Zuwendung und Anregung. Und noch etwas verbindet die zwei: Beide tragen die »Gabe« in sich – durch Schmecken können sie hinter die Geschichte von Gegenständen blicken. Eine ungewöhnliche Fähigkeit, die sie durch Zeiten wandern und ihren eigenen Ahnen begegnen lässt. Und so begleiten wir Anna bei ihrer Entwicklung vom stillen Mädchen zur selbstbewussten Frau, lesen von ihren Qualen, ihrer Liebe, ihren Kindern und den vielen unerfüllten Träumen – aufgezeichnet in zwei Tagebüchern.

Heidelberg, Winter 2004: Annas Zwillinge Helena und Christina sind längst erwachsen, als ihnen eben diese Tagebücher zugespielt werden. Und plötzlich kommen unbequeme Wahrheiten ans Licht, Geständnisse aus längst vergangenen Zeiten ändern alles. Der Jahreswechsel beschert den beiden Schwestern wenig besinnliche, sonder vielmehr aufregende Festtage. Mit Begegnungen, die ihr bisheriges Leben gehörig auf den Kopf stellen – und bald ist nichts mehr, wie es war. In Teil 3 finden wir die Antwort auf die vielen

offenen Fragen aus den vorangegangenen Bänden: Was geschah mit Annas Töchtern? Wird die wundervolle Gabe in einer von ihr weiter bestehen? Wie kann Ziehtante Barbara mit ihrer Schuld leben? Und vor allem: Wo ist Roman Wojtek geblieben – konnte er sich den Anfeindungen auf sein Leben entziehen? Die Saga macht von Beginn an vor allem eins – sie zieht ihre Leser:innen sofort und bedingungslos in ihren Bann: Wer den ersten Teil »**Wintertöchter. Die Gabe**« gelesen hat, wird auch den zweiten Band »**Wintertöchter. Die Kinder**« verschlingen, um endlich in Teil drei »**Wintertöchter. Die Frauen**« zu erfahren, wie alles zusammenhängt. **Eine Geschichte wie ein Sog!**

Mignon Kleinbek. Roman-Trilogie



Gesamtausgabe
3 Bände
ISBN 978-3-948063-21-4



E-Books



Hörbücher

1

Band 1: Die Gabe

Taschenbuch 355 Seiten | E-Book |
Hörbuch 715 Minuten

2

Band 2: Die Kinder

Taschenbuch 342 Seiten | E-Book |
Hörbuch 687 Minuten

3

Band 3: Die Frauen

Taschenbuch 480 Seiten | E-Book |
Hörbuch 873 Minuten



HALLO.

Wir sind pinguletta.

**Mehr
Lesestoff
von
pinguletta.**



Bewegend.

Karin Lassen

Sei tapfer im Leben!

Die Spuren der Kriegskinder.

Ein bewegender Roman - eingebettet in historische Ereignisse.



In ausführlichen Rückblenden tauchen wir ein in Ilse Oehlers bewegtes Leben. Geboren wird sie 1939 als einzige Tochter ihrer Eltern Hedwig und Wilhelm in Ludwigshafen/Rhein. Keine Zeit für Idylle – es herrscht Krieg: Die ersten Lebensjahre der Familie sind geprägt von wiederkehrendem Fliegeralarm, Bombenangriffen und ängstlichen Nächten im Bunker. Iles Eltern, stets pflicht- und traditionsbewusst, sprach- und machtlos gegenüber den Schrecken des Krieges, flüchten sich in eisiges Schweigen und hüllen auch ihre Tochter darin ein.

Ein historischer Roman, der die Auswirkungen der chaotischen Kriegsjahre, die Atmosphäre von Trümmerzeit und Wirtschaftswunder im Leben einer jungen Frau Revue passieren lässt. Und ein Appell für ein Aufarbeiten, für das Gespräch, für ein Miteinander und für gegenseitiges Verständnis.

Karin Lassen. Roman



Taschenbuch
408 Seiten

ISBN 978-3-948063-22-1



E-Book

ISBN 978-3-948063-23-8



Hörbuch
733 Minuten

ISBN 978-3-948063-33-7

pinguletta



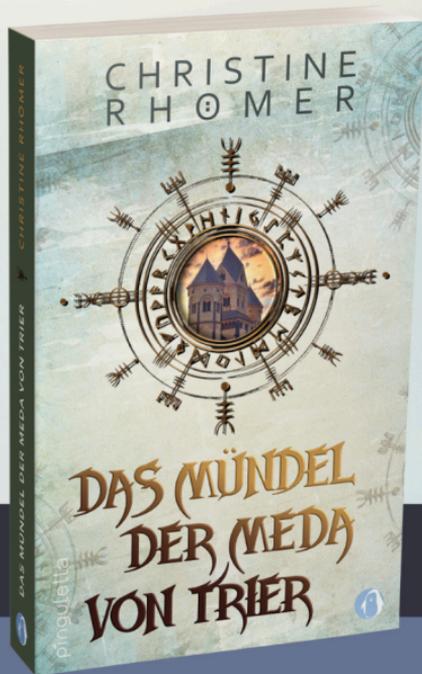
Wundervoll.

Christine Rhömer

Das Mündel der Meda von Trier

Vergeltung und Liebe im Hochmittelalter.

- Die Fortsetzung des Historischen Romans erscheint 2024 -



© Sergej Uryadnikov / Shutterstock

Sie ist Hebamme, Kräuterheilerin, Anhängerin der Naturreligionen, Diplomatin und Reisende durch die Zeiten. Sie ist intelligent, zielsicher, unbeirrbar und selten einsichtig. Sie ist die Meda von Trier und lebt um die Wende des 11. Jahrhunderts in Lothringen. Als plötzlich die Verantwortung für den kleinen Gero von Rheinsporn in ihre Hände gelegt wird, ändert sich alles: ihre beiden Schicksale sind fortan untrennbar miteinander verbunden und sie müssen auf die Burg des Theoderich von Greifenfels fliehen. In der kleinen Sigrun von Greifenfels erkennt Meda das Wesen, das ihre Mission weitertragen soll. Doch Gero und Sigrun scheinen füreinander bestimmt zu sein und so entspinnt sich eine leidenschaftliche Geschichte um Liebe, Familie, Bindungen und Verpflichtungen – zwischen den Zeiten und den Welten.

Christine Rhömer. Historischer Roman



Taschenbuch
468 Seiten

ISBN 978-3-948063-38-2



E-Book

ISBN 978-3-948063-39-9



pinguletta.de



Heimliche Liebe.

Valeska Réon & Charlotte H. Schwarz

Verbotene Versprechen



Um 1500 am Hofe des europäischen Hochadels: Was zählt, sind einzug Macht, Herrschaft, Etikette und Verbindungen. Geheiratet wird in diesen Kreisen ausschließlich, um die eigenen Ländereien auszudehnen und den politischen Einfluss zu stärken. Ob der entsprechende Ehepartner liebenswert, Jahrzehnte älter oder jünger ist oder bei der Hochzeit erst gar nicht anwesend ist, spielt dabei keine Rolle. Ein Klima, in dem für Gefühle und persönliche Vorlieben keinerlei Platz zu sein scheint ...

Und doch begegnen sich die Königin von Frankreich Anne und der Ritterordensbruder Jean de Thyberon und verlieben sich Hals über Kopf ineinander - trotz aller Widerstände und Unwägbarkeiten. Eine Liebe - von Anbeginn aussichtslos und vielleicht gerade deshalb umso tiefer und leidenschaftlicher.

*Ich darf
dich nicht
lieben.*

Valeska Réon & Charlotte H. Schwarz. Historischer Roman



Taschenbuch
468 Seiten

ISBN 978-3-948063-38-2



E-Book

ISBN 978-3-948063-39-9



pinguletta.de

**BUCHstaben zum Anhören.
Der pinguetta Podcast.**

QR-Code einscannen - und
ab geht's zum pingu-Podcast.



pinguetta

pinguetta Verlag

Durlacher Str. 32
75210 Keltern
Deutschland
Tel. 07231 932471
verlag@pinguetta.de
www.pinguetta.de